

So hat man damals entbunden

Autor(en): **Preiswerk, Yvonne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Hebamme : offizielle Zeitschrift des Schweizerischen Hebammenverbandes = Sage-femme suisse : journal officiel de l'Association suisse des sages-femmes = Levatrice svizzera : giornale ufficiale dell'Associazione svizzera delle levatrici**

Band (Jahr): **81 (1983)**

Heft 5

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-950250>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Yvonne Preiswerk, die Herausgeberin der französischen Ausgabe von «Moi, Adeline, accoucheuse», wollte über das Leben im Unterwallis mehr wissen – weiter zurückgreifen. Woher stammten die Riten und Traditionen, die Adeline Favre 1928 beim Beginn ihrer Arbeit antraf und die oft mit dem Satz ... «man hat es immer so gemacht», erklärt wurden? Was hat sie angetroffen, das im Volksglauben besonders fest und hartnäckig verwurzelt war und ihr oft als veraltet oder sogar gefährlich erschien? Darüber wollte Yvonne Preiswerk mehr erfahren. Sie hat deshalb einige alte Bäuerinnen aus den Bergen befragt. Sie waren alle im letzten Jahrhundert geboren und wussten noch genau, was sie ihre Mütter und Grossmütter gelehrt hatten. Ihre Aussagen geben ein Sittenbild wieder, das uns erschreckt und betroffen macht. Stand es bis vor kurzem wirklich noch so um die Frauen?

Es stand nicht nur – es steht noch! Wer ein offenes Auge für die weltweite soziale und gesellschaftliche Not der Frauen hat, sieht vor sich ein ebenso weites Gebiet für Engagement, Aufklärung, Hilfestellung und Solidarität. Ich denke dabei an unsere Dachorganisation, den Internationalen Hebammenverband, durch den wir mit den Sorgen und Problemen der Hebammen, Mütter und Kinder auf der ganzen Welt verbunden sind. «Viele kleine Leute in vielen kleinen Orten, die viele kleine Dinge tun, können das Gesicht der Welt verändern», schreibt die Schriftstellerin Elena Rimoldi-Gay. Adeline Favre hat ihren «kleinen» Anteil dazu beigetragen. Jetzt muss die nächste Generation weiterfahren.

Margrit Fels

So hat man damals entbunden

Yvonne Preiswerk

Auszug aus dem Nachwort des Buches «Ich, Adeline, Hebamme aus dem Val d'Anniviers»

Sie waren alle im letzten Jahrhundert geboren worden und wussten noch genau, was ihnen ihre Mütter und Grossmütter gesagt hatten. Die Frauen waren ausserordentlich zuvorkommend, aber ebenso ausserordentlich zurückhaltend. Meist fing die Unterhaltung folgendermassen an:

Frage: Wie viele Kinder hatten Sie?

Antwort: Die, die noch am Leben sind? 10, 12, 14 ...

Frage: Erzählen Sie mir etwas von den Frauen und ihren Schwierigkeiten!

Antwort: Mein Gott!

Frage: Jedes Jahr ein Kind zu haben, das ist sicher hart ...

Antwort: Mein Gott, ja!

Frage: Gab das nicht eine Abneigung gegen Ihren Mann?

Antwort: Mein Gott! (Seufzer)

Frage: Die Frauen standen nach der Geburt müde, geschädigt wieder auf ...

Antwort: Mein Gott, ja!

Frage: Was dachten Sie von einem solchen Leben, mit so vielen Schwierigkeiten?

Antwort: Mein Gott, es war hart, es war wirklich hart!

Die Frauen lachten nur selten. Oft stützten sie den Kopf in die Hände und bekamen einen traurigen Blick, wie wenn vor ihren Augen die dunkle Vergangenheit abrollen würde. Eine Vergangenheit, die man nur schwer vergisst, weil sie durch ihre Härte, ihre Sorgen und oft auch ihre Ungerechtigkeiten tiefe Spuren hinterlassen hat.

Am Anfang unseres Jahrhunderts heiratete man, ohne lange nach Gefühlen zu fragen. Der Mann nahm sich eine Frau, weil er wegen ihrer Jungfräulichkeit nicht mehr anders konnte. Man muss wissen, dass jeder Seitensprung von der Kirche äusserst schwer getadelt oder bestraft wurde. Sich mit einem Mann einzulassen, hatte für ein Mädchen unweigerlich eine Bestrafung zur Folge, wenn man den Protokollen der Pfarrgemeinden Glauben schenkt. Sie berichten, dass dieses oder jenes Mädchen, das eine fleischliche Sünde ausserhalb der Ehe begangen hatte, zur Strafe während der Messe im Chor der Kirche knien musste, eine Krone aus Stroh auf dem Kopf, den Schimpfworten der Dorfbewohner und des Pfarrers, der sie oft aus der Gesellschaft aussties, ausgesetzt.

Man heiratete also und sagte den jungen Mädchen: «Mit dem Lachen ist es jetzt aus – jetzt geht's ans Kinderkriegen!» Das gehörte dazu, ebenso wie der Gehorsam dem Mann gegenüber. Eheliche Beziehungen waren jedoch weit entfernt von Gleichberechtigung. Man sprach von *avoir le mélange, se doubler au mari, se rendre à lui, obéir au mari*: Geschlechtsverkehr haben, sich dem Mann zugeleichen, sich ihm ergeben, dem Gatten gehorchen.

Wenn ein Kind kam, besonders wenn es nicht das erste war, galt dies fast als Schande, die Frauen schämten und versteckten sich. Und dann mussten sie es erst noch ihrem Mann sagen – eine zusätzliche Strafe! Sie konnten ja gar nicht anders, als immer und immer wieder Kinder zu bekommen. Man ging nie zu einer andern Mutter, um ein Neugeborenes zu bewundern, man besuchte eine Wöchnerin nicht. Oft waren die Frauen nicht untröstlich, wenn ein Kind tot zur Welt kam oder bald starb. Das bedeutete einen Esser weniger!

Eine Grossmutter drückte es so aus: «Die Männer mögen (das) sehr, sie heiraten ja deswegen, (es) ist eines der wenigen Vergnügen, die sie haben. Sie stehen am Morgen sogar früher auf, um vor der Arbeit noch ein *mélange* mit ihrer Frau zu haben.» Um die Folgen kümmerten sie sich wenig. Die Angst, wieder schwanger zu werden, überliessen sie der Frau.

Und dann hatte man gar nicht Zeit, sich um die Schwangerschaft zu kümmern. Die tägliche Arbeit draussen und die Familie erlaubten weder eine Ruhepause noch Rücksichtnahme. Man pilgerte vielleicht zum Einsiedler nach Cretel, um ihn wegen der Schwangerschaft zu konsultieren, oder man betete zum heiligen Gérard, dem Schutzpatron der Schwangeren und Wöchnerinnen.

So kam der Tag der Geburt. Er brachte die Frauen enger zusammen. Wenn dieser Zusammenhalt und die Solidarität unter ihnen noch bestanden, war man nicht ganz der totalitären Schwiegermutter und ihrem Altweibwissen ausgeliefert, auch wenn man mit ihr zusammen unter einem Dach lebte.

Der Lebensrhythmus der Frauen wurde durch die Schwangerschaften und nicht durch die Jahreszeiten bestimmt. Die Kinder bildeten die Lebensabschnitte, und der Lauf des Mondes bestimmte ihre Ankunft, die sich in regelmässigen Abständen ereignete. Man erwartete Geburten bei Vollmond, was übrigens die Hebam-

men öfters bestätigt haben. Bei Vollmond hatten sie mehr zu tun und mussten von einer Geburt zur andern rennen.

Der Dialektausdruck *marrèchazé* war die einzige Bezeichnung für eine Hebamme, die man in dieser Gegend kannte. Vor der Generation von Adeline Favre waren sie nur sehr mangelhaft ausgebildet. Im Spital von Sion vermittelte man ihnen in drei Monaten einige elementare Kenntnisse in Anatomie und Hygiene. Alles übrige lernten sie vom Zusehen oder dank einer besonderen Geschicklichkeit. Oft sagte man den Hebammen nach, dass sie zu tief ins Glas sähen. Ihr Ruf als Trinkerinnen rührte sicher von der Tatsache her, dass sie am gleichen Tag von einem Haus ins andere kamen, sei es wegen einer Geburt oder zur Pflege einer Wöchnerin, und überall ein Gläschen vorgesetzt bekamen, das sie auch gerne tranken. Man weiss ja, dass bei den Anniviards das «gut trinken können» Sitte ist. Man muss betonen, dass alle Berichte über Hebammen, bei uns oder anderswo, diesen Ruf bestätigen. Auch in diesem Punkt eckte Adeline Favre an, wenn sie eine Tasse Bouillon oder einen Kaffee vorzog.

Die Wöchnerinnen und den Ort der Geburt nannte man *palyoûla*, was die Ethno-Linguisten mit dem lateinischen Wort *palea*, Stroh, in Verbindung bringen. Adeline Favre bestätigt, dass dieses Wort während ihrer ganzen Tätigkeit gebraucht wurde, so lange, wie die Frauen zu Hause niederkamen.

Wenn es nicht ausserordentlich eilte, bereitete man für die Gebärende eine Matratze oder ein Bett vor. Man hatte das Roggen- oder Maisstroh besonders gut gedroschen, damit es etwas weicher wurde. Auch hatte man alte, oft gewaschene Leintücher oder Decken beiseite gelegt, damit man nicht neue Bettwäsche verwenden musste, die einem alten Glauben zufolge Blutungen förderte. Wissenschaftler erkennen hier eine magische Bedeutung. Eine meiner Gesprächspartnerinnen aus dem Val d'Anniviers hatte eine viel bessere Erklärung: Bei neuen Stoffen sind die Fasern noch hart und rauh und saugen das Blut nicht gut auf. Wenn möglich ging man auch in den Dorfladen und holte alte Zeitungen oder altes Packpapier, das man unter das vierfach zusammengefaltete Leintuch legte.

Erst wenn die Wehen kamen, holte man die Hebamme. In der Zwischenzeit war es die Aufgabe der Grossmüt-

ter, Schwiegermütter und Nachbarinnen, die Kinder wegzubringen. Ob schon die Wohnungen klein und eng waren und das Zusammenwohnen keine Intimsphäre ermöglichte, war nie eines der Kinder bei einer Geburt dabei, ja, sie wussten nicht einmal, wie ihre Schwestern und Brüder zur Welt kamen. Die Frauen schrien oder klagten nicht. Man verschwieg die Schmerzen so gut wie möglich, man sollte nichts davon sehen oder hören. Die unterdrückten Schreie waren oft der Beweis für einen starken Glauben, sie waren aber auch Zeichen von Beschämung und von einem Makel, den die schwangeren Frauen trugen und den man möglichst verdecken musste.

Mit der Ankunft der Hebamme organisierte sich das Ganze, und die Handgriffe wurden präziser. Man vergewisserte sich, dass das Bett nicht zu sehr beschmutzt wurde. Die *marrèchazé* stellte den Stand der Wehen fest und machte eine erste Untersuchung. Dazu schmierte sie ihre Hände, die Scheide und den Nabel der Frau mit Butter oder mit Murmeltierfett ein. Mit dem Fett bezweckte man zweierlei: Erstens sollte es den Geburtskanal elastisch machen, und zweitens sollte das Kind besser gleiten. Die Hebammen waren nicht gewohnt, vor solchen Eingriffen die Hände zu waschen. Bei Leuten, die mit dem Wasser so sparsam umgehen mussten, wurde das kostbare Nass für die Geburt selber und für die Pflege von Mutter und Kind reserviert. Man vergeudete es nicht für eine Desinfektion.

Bis zum Ende des letzten Jahrhunderts geschah es oft, dass sich die Frauen nicht auszogen. Sie behielten ihre Arbeitskleidung an, lösten aber wenigstens den Gürtel und das enge Mieder. Viele Hebammen rühmten sich übrigens, dass sie sehr gut «verdeckt» arbeiten konnten. Aber anfangs unseres Jahrhunderts zogen sich die Frauen dann aus, behielten nur ihr «Taghemd» oder das *paletolèt*, eine Art Nachthemd, an und zogen das Leintuch über sich. Seit langer Zeit schon blieben im Val d'Anniviers die Frauen während der Wehen nicht liegen, sondern gingen im Zimmer auf und ab. Die Hebammen massierten ihnen den Rücken oder legten ihnen heisse Wärmeflaschen auf die Nierengegend, um die Schmerzen zu lindern. Adeline Favre erzählte uns, dass sie immer versucht habe, die Frau miteinzubeziehen, indem sie ihr erklärte, was geschah. Sie plauderte mit ihr, rieb ihr den Rücken, um sie etwas zu zerstreuen und abzulenken.

Plötzlich «änderte der Schmerz», wie man damals sagte. Wenn die Eröffnung des Muttermundes nicht richtig vorwärtsging, führte die Hebamme ihre mit Butter oder Fett eingeschmierten Finger ein und eröffnete ihn von Hand. Für die Austreibung änderte die Frau manchmal ihre Lage. Ich hörte recht oft, dass sich die Frauen auf oder besser zwischen zwei Stühlen setzten oder sich quer über ein Bett legten, die Beine gegen eine Wand gestemmt, um besser pressen zu können. Adeline Favre wählte diese Lage nur, wenn es Schwierigkeiten gab und man eingreifen musste. Wenn dies nicht der Fall war, holte sie den Ehemann, der das eine Bein halten musste. Sie selber hielt das andere und drückte gleichzeitig mit dem Ellenbogen auf den Bauch der Frau. Es ist interessant festzustellen, dass man bei den heute wieder in Mode gekommenen Techniken, bei denen die Stellung der Frau während der Geburt vermehrt einbezogen wird, auf diese uralte Praktik mit dem Ellenbogen zurückgegriffen hat.

Im Val d'Anniviers erinnert man sich nicht, je in einer andern Position als sitzend oder am Boden kniend geboren zu haben, so wie es auch in andern Tälern Brauch war.

Der Ehemann war während der Geburt sehr aktiv. Er half der Hebamme, holte am Brunnentrog Wasser und unterstützte seine Frau während der Presswehen. Das war für ihn selbstverständlich. Um sich Mut zu machen, pendelte er oft zwischen Weinkeller und Schlafzimmer hin und her, ja, oft kam er nicht mehr zur Hebamme zurück.

Hatte das Kind eine falsche Lage, eine Steiss- oder Querlage, sagte man *il venait en double*, «es kommt zusammengelegt». Wenn die Hebamme schwere Komplikationen voraussah, benachrichtigte sie den Arzt, der dann – oft nach einer mehrstündigen Reise – eintraf und das Kind mit der Zange herausholte.

Aber die Frauen hatten es nicht gern, wenn man ihn holen musste. Sie hatten lieber nur mit der Hebamme zu tun, vor allem auch, weil der Arzt viel kostete, und man besass ja so wenig flüssiges Geld.

Eine Geburt wickelte sich also auf diese Weise ab, ausser die Mutter war von den Wehen überrascht worden und gebar ihr Kind in einem Stall oder in einer Scheune.

Jetzt musste man sich um das Kind kümmern. Während sich die Frau etwas ausruhte und auf die Ausstossung der Nachgeburt wartete, *la décharge*, wie man sagte, reanimierte

die Hebamme das Neugeborene, wenn es nötig wurde. Sie massierte es, um die Zirkulation in Gang zu bringen, und wusch es. Sie schnitt die Nabelschnur durch, wobei sie keinen Unterschied zwischen Mädchen und Knaben machte, wie es anderswo Brauch war. Früher schmierte die Hebamme Butter oder in Butter zerdrückte Beeren auf das Ende der Nabelschnur, bevor sie ein Stück Stoff mit einer Schnur darumband. Man durfte den Nabel während einiger Tage nicht berühren. Schon bei ihren ersten Geburten führte Adeline Favre eine moderne Technik ein: Sie schnitt die Nabelschnur in ungefähr zwei bis drei Zentimeter Abstand ab und wickelte den Stumpf in eine sterile Gaze. Das Kind wurde dann gebadet und gewickelt. Auch hier stiess Adeline Favre auf grossen Widerstand, weil sie das Kind nicht mehr nach der alten Methode einband, das heisst die Beine mit gestrickten Bändern zusammenschnürte und das Kind fest in ein Tuch einpackte. Es war schwierig, den Leuten klarzumachen, dass sich ein Kind vom ersten Tag an bewegen möchte.

Weil die Frauen durch die lange und mühselige Geburt müde und überempfindlich waren, hatten sie oft Mühe mit der Ausstossung der Plazenta, der *décharge*. Und weil die Hebamme ihren Bauch nicht mehr berühren durfte, half sich diese oft mit einem alten Brauch. Er bestand darin, «in eine leere Flasche zu blasen», mehrmals und mit aller Kraft. Die Muskelkontraktionen, die dies bewirkte, halfen sehr. Im Val d'Anniviers hatte man dies bei Schwierigkeiten mit der Nachgeburt schon immer gemacht, der Brauch wurde von Generation zu Generation überliefert.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte man der Frau nichts verabreicht, um ihr Erleichterung zu verschaffen. Um bei der Ausstossung der Plazenta jedoch eine Muskelerschlaffung zu verhindern, gab man der Mutter einen Aufguss von Mutterkorn, Ergotin, warmem Wein, oder man zerdrückte frischen Absinth in Butter. Aber am meisten gefürchtet waren Blutungen, die so vielen Frauen nach der Geburt das Leben kosteten. Nach der Ausstossung der Plazenta verabreichte man den Frauen einen Aufguss von Zimt oder Zimttinktur.

Obschon die Frauen nicht darüber sprechen und keine Auskunft geben wollten, litten sie doch schrecklich unter Dammrissen, die man damals noch nicht nähte. Die Risse vernarbten manchmal in Lappen oder in Falten,

die schmerzhaften Folgen hatten: Zukünftige *mélanges* verwandelten sich in Höllenqualen. Oder wie es eine befragte Frau ausdrückte: «Es war eine tierische Anlegenheit.» Zuerst verwendete Adeline Favre Klammern, die sie selber einsetzte. Dies ermöglichte schon eine bessere Wundheilung. Später fingen dann die Ärzte an, Dammschnitte zu machen.

Heute, wo der Begriff der Freude, des Vergnügens bei den Beziehungen zwischen Mann und Frau Eingang gefunden hat, muss man das Elend der Frauen, wie es noch vor einigen Jahrzehnten auf diesem Gebiet existierte, sehen und begreifen. Damals war vor allem die Kirche massgebend: Das Vergnügen war Sünde und eine Schwangerschaft sichtbare Unreinheit. Dazu kam die ständige Furcht, schwanger zu werden, ein weiteres Kind zu bekommen, von dem man nicht wusste, wie man es ernähren sollte. Nicht zu vergessen den körperlichen Zustand der Frauen, die verstümmelt waren und Qualen litten. Dies alles gehörte zum Eheleben von damals. Hätten die Frauen nicht in der christlichen Moral und in der gegenseitigen Unterstützung Halt gefunden, hätten sie ihr Leben wirklich mehr erlitten als gelebt.

Aber kommen wir auf die Entbindung zurück. Das Kind ist da, die Geburt ist vorüber. Jetzt galt es, im Haus wieder die alte Ordnung herzustellen. Zuerst musste man die Nachgeburt wegschaffen, die einem alten Aberglauben zufolge im Haus der betreffenden Familie bleiben musste. Die Plazenta wurde im Haus selber oder ganz nahe der Hausmauer, noch innerhalb der Dachtraufe, vergraben. Meistens war es der Ehemann, der ein so tiefes Loch grub, dass die Tiere sie nicht wieder ausgraben konnten. Dieser teilweise magische Ritus war deshalb so wichtig, weil die Plazenta als ein fester Teil einer getauften Person galt, den man nicht wie ein seelenloses Tier verscharren durfte. Das hätte Unglück gebracht. Adeline Favre hatte alle Mühe zu erklären, dass die Nachgeburt nur ein Abfallprodukt ist, das man im Ofen verbrennen konnte. Die therapeutischen Eigenschaften der Plazenta wurden erst später entdeckt.

Etwas anderes, das man stark tabuisierte, war die Reinigung der Wäsche. Man sammelte die schmutzige Wäsche, und der Ehemann oder eine nahe Verwandte ging in der Nacht damit vors Dorf hinaus zu einer Quelle oder einem Bach, weit weg von neugierigen Blicken. Das gleiche geschah übrigens auch mit der Wäsche eines Ver-

storbenen, die, auch getrennt von der gewöhnlichen Wäsche, fast im Geheimen gewaschen wurde.

Bei der Geburt befindet sich ein Kind biologisch, sozial und auch magisch in einem Zustand, in dem es sich nicht wehren kann. Es ist vor allem schutzlos gegenüber dem Bösen. In gewissen Gebieten ist es ein Teil der Unreinheit der Mutter. So war es von grösster Bedeutung, dass man das Kind schnell taufte, möglichst noch am gleichen Tag. Im Dialekt nannte man dies *la batéiè*. Wenn die Geburt in der Nacht erfolgte, wachte eine Grossmutter oder eine Verwandte beim Kind, bis es getauft war. Das Ritual von Wasser und Salz bedeutete nicht nur Rettung und Schutz vor den Versuchungen böser Geister, sondern die Vereinigung dieses neuen Lebewesens mit der christlichen Welt. Ein totgeborenes Kind kam nur in den Vorhof des Paradieses und konnte Gott nie von Angesicht zu Angesicht sehen. Daher rührte die schreckliche Angst, die alle katholischen Mütter erlebten, bis ihr Kind getauft war. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts brachte man totgeborene Kinder in die Kirche Zen Hohen Flühen bei Brig an der Strasse ins Goms. Diese Kirche war der Muttergottes geweiht, die den wunderbaren Ruf hatte, tote Kinder für so lange wieder zum Leben zu erwecken, bis sie getauft waren. Das zeigt die ungeheure Wichtigkeit einer sofortigen Taufe, die sich übrigens, wie anderswo auch, ohne grosse Feier abspielte. Das Kind wurde ganz einfach vom Vater und von der Patin zur Kirche getragen. Zu Hause gab es dann einen Inbiss, an dem auch die Hebamme und die Mutter teilnahmen. Adeline Favre erzählt an verschiedenen Stellen, dass sie selber Kinder taufte, die bei der Geburt starben. Die Kirche gab den Hebammen in Notfällen die Erlaubnis dazu.

Schwiegermutter und Hebamme hatten für die Wöchnerin, die einige Tage das Bett hüten musste, noch mehrere gute Ratschläge bereit. So musste man gegen Schrunden an den Brustwarzen zu der heiligen Agathe beten. Man verschrieb eine bestimmte Diät, damit die Milch richtig floss: Dôle, Bier, Fenchel- oder Lindenblütentee, Eier, Polenta. Verboten waren Gewürze, Kohl, Bohnen und fast alle andern Gemüse. Es wurde Ruhe verordnet, aber es war den Frauen nur selten möglich, die Hausarbeiten nicht sogleich wieder zu übernehmen. Es gab jedoch einen bestimmten Tag, an dem die Einhaltung völliger Bettruhe besonders wichtig war: der neunte Tag. Man sagte, dass die Gebärmutter an diesem Tag wieder den alten Platz

einnehmen und ihr neuntes Horn heilen würde. Dafür gibt es keinen medizinischen Grund, es war eine reine Legende, ein Aberglaube.

Es kam der zehnte Tag, der Tag des ersten Kirchgangs der Wöchnerin, der Tag der *relevaille*. Dieser Ausdruck wurde in der Gegend nicht verwendet, man sagte *chègné foura*, was soviel heisst wie «die Todsünden ablegen» oder noch genauer *signer dehors*: «draussen unterzeichnen». An diesem Tag verliess die Wöchnerin zum erstenmal nach der Geburt das Haus. Ihre ersten Schritte führten zur Kirche, was ohne besondere Zeremonie oder Kleidung, wie es anderswo Brauch ist, geschah. Bei der Eingangstüre zur Kirche segnete sie der Pfarrer und entliess sie so aus der Erbsünde, in der Frauen im Wochenbett leben. Es ist dies eine Art individuelle Läuterungsfeier. Eine Frau muss sich segnen lassen, bevor sie in die Kirche eintreten und auch wieder am täglichen sozialen Leben teilnehmen darf. Dieser Brauch, der früher sehr streng beachtet wurde, verlor sich im Val d'Anniviers in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts. Der Pfarrer hat einfach nicht mehr davon gesprochen.

Die Zeit zwischen der Entbindung und dem zehnten Tag sollte eine Ruhepause für die Frau sein. Zudem hatte ein Sexualverkehr in diesen Tagen nach dem Volksglauben für den Mann eine Art magischer Befleckung zur Folge. Doch gab es trotz dieses Verbots, laut Aussagen der Frauen, nur wenige Männer, die mit Geschlechtsverkehr bis nach dem Tag der *relevailles* gewartet haben. Viele forderten Verständnis für ihr Bedürfnis, kaum war die Geburt vorüber. Oft baten die Wöchnerinnen deshalb eine Verwandte, Tag und Nacht bei ihr zu bleiben, was jedoch nicht immer möglich war.

Adeline Favre hat versucht, die Frist zu verlängern und empfahl den Ehemännern, vier bis fünf Wochen zu warten, ein Rat, der scheinbar nur selten befolgt wurde.

Soweit der leider recht kurze Bericht darüber, wie in unseren Bergtälern die Frauen um die Jahrhundertwende ihre Geburten erlebten. Er beschreibt die Situation, wie Adeline Favre – und auch ihre Kolleginnen in der Umgebung – sie angetroffen hat, als sie 1928 in der Gegend von Sierre ihre Arbeit begann.

1. Treffen nach «3 Tage mit Sheila Kitzinger» in Zürich

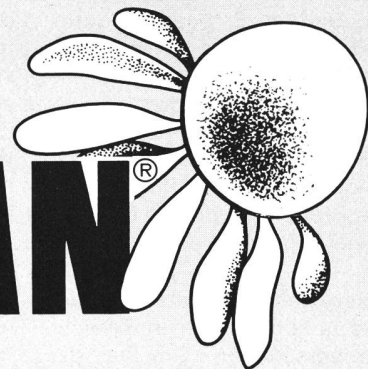
Tagungsbericht von Anni Wickli


Unter dem Motto «Erfahrungen» kamen wir am 27. November 1982 in der Paulus-Akademie zu einer Arbeitstagung zusammen. Wir, das heisst rund 40 ehemalige Teilnehmerinnen der drei Kurstage mit Sheila Kitzinger vom Februar 1982.

Ob auf Kissen, Stuhl oder Matte sitzend, sahen wir alle gleich erwartungsvoll – aber auch mitteilungsbedürftig – den kommenden Stunden entgegen. Frau Verena Locher, als Hauptinitiantin der Tagung, begrüusste uns herzlich und orientierte auch gleich über den Verlauf des Tages. Als Überraschung stellte sie Frau Anne Manz vor, die uns mit ihren Erfahrungen in Körperarbeit bei der heutigen Aufgabe eine Hilfe sein wollte. Ich bin sicher, im Namen aller Anwesenden zu sprechen: Anne Manz hat es glänzend verstanden, uns ihre Leh-

KAMILLOSAN[®]

Die heilende Kraft der Kamille



 Schon die Ärzte des Altertums schätzten die Kamille wegen ihrer entzündungshemmenden, schmerzstillenden, krampflindernden, mild desinfizierenden und wundheilenden Wirkung.

Vor über 50 Jahren gelang es, diese heilenden Kräfte der Kamille in eine neue, konzentrierte Form zu bringen, die dem konventionellen Kamillen-Aufguss in Wirkstoffgehalt, genauer Dosierbarkeit und Keimarmut weit überlegen ist: Mit dem standardisierten Kamillenpräparat Kamillosan entstand ein Produkt, das sich dank seiner bequemen und vielfältigen Anwendbarkeit zu einem häufig verwendeten Heilmittel entwickelte.

Auch heute noch wird Kamillosan in einem anspruchsvollen, schonenden Verfahren aus hochwertigen Kamillensorten mit optimalem Wirkstoffgehalt gewonnen. Dadurch bleibt die therapeutische Wirksamkeit der Kamille voll erhalten.



TREUPHA
CH-5401 Baden

Die besondere Gewebsfreundlichkeit und Reizlosigkeit machen Kamillosan zu einer vielseitigen, praktisch nebenwirkungsfreien Arznei. Einem Heilmittel, das mit Erfolg nicht nur für die Wundpflege bei Verletzungen, Hautreizungen und nach Operationen, zur Pflege entzündeter Mund- und Nasenschleimhäute und des Zahnfleisches sowie in der Säuglings- und Kleinkinderpflege, sondern auch innerlich angewendet wird: Als Kamillosan-Tee bei Verdauungsbeschwerden und als Kamillosan-Einlauf bei Entzündungen des Dick- und des Mastdarms.

Für ausführliche Angaben verweisen wir auf das Arzneimittel-Kompendium der Schweiz.
Kassenzulässig: Liquidum, Salbe